



Hachberg Mosaik

Geschichte und Geschichten aus dem Hachbergerland

Schriftenreihe der Hachberg-Bibliothek Emmendingen

Ausgabe Nr. 13 August 2016

Mit etwas Phantasie lässt sich diese Sage auch auf die Hochburg
und in das Sexauer Brettental ansiedeln:

Schwert und Pflug

Wolfgang Müller

Einst war ein Graf, so geht die Mär,
der fühlte, daß er sterbe;
die beiden Söhne rief er her,
zu teilen Hab und Erbe.

Nach einem Pflug, nach einem Schwert
rief da der alte Degen;
das brachten ihm die Söhne wert;
da gab er seinen Segen.

„Mein erster Sohn, mein stärkster Sproß,
du sollst das Schwert behalten,
die Berge mit dem stolzen Schloß
und aller Ehren walten!

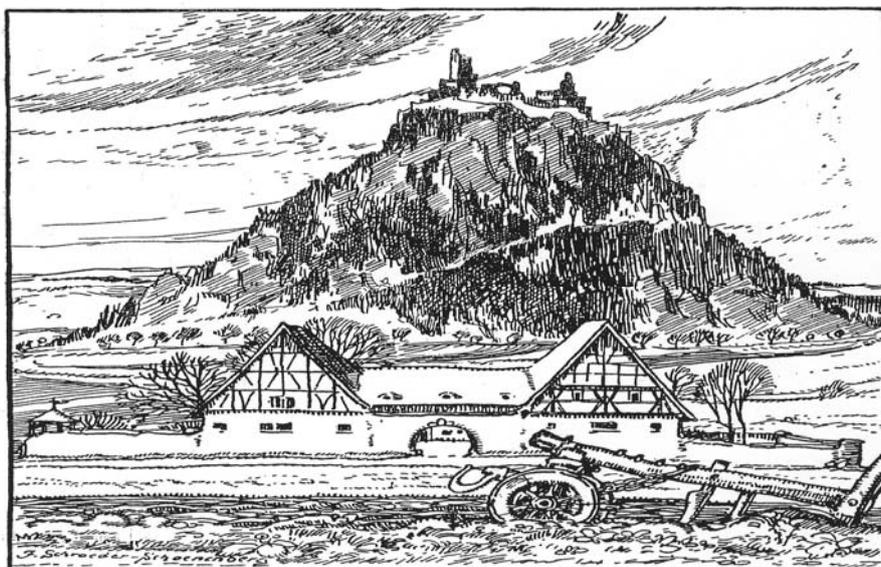
Doch dir, nicht minder liebes Kind,
dir sei der Pflug gegeben;
im Tal, wo stille Hütten sind,
dort magst du friedlich leben!“

So starb der lebensmüde Greis,
als er sein Gut vergeben.
Die Söhne hielten sein Geheiß
treu durch ihr ganzes Leben.

Doch spricht, was ward denn aus dem Stahl,
dem Schlosse und dem Krieger?
Was ward denn aus dem stillen Tal,
was aus dem schwachen Pflüger? –

O fragt nicht nach der Sage Ziel!
Euch künden rings die Grauen:
Der Berg ist wüst, das Schloß zerfiel;
das Schwert ist längst zerhauen.

Dort liegt das Tal voll Herrlichkeit
im lichten Sonnenschimmer,
da wächst und reift es weit und breit;
man ehrt den Pflug noch immer.



Q.: Lesebuch für die Schulen Badens, Teil 2, Schauenburg-Verlag, 1933
Zeichnung: J. Schroeder-Schönenberg

*Anekdote über Heinrich Hansjakob zum Gedenken
seines 100sten Todesjahres († 23.6.1916)*

Der Klügere gibt nach

Maria Schaettgen

Man hat ihn einen temperamentvollen Reaktionär geheißt, den Mann mit dem großen Schlapphut, den Pfarrer und Volksschriftsteller Dr. Heinrich Hansjakob. Alle Kleinlichkeit und Bürokratie waren ihm ein Greuel. Sie reizten ihn zum Widerspruch, wobei dann oft seine Originalität zum Durchbruch kam. In einem Briefwechsel mit seiner kirchlichen Obrigkeit bezeugen sich beide: einmal der Widerspruch - der ungebeugte, trotzige Schwarzwälder -, dann aber auch das Original.

Eines Tages erhielt er eine Nachricht von seiner Kirchenbehörde, die ihn höchst wenig erfreute. Er sollte gefälligst angeben, wohin er das Tropfwachs verkauft und um welchen Preis. Nun aber hatte Hansjakob das Tropfwachs seinem Sakristan, dem armen Kübele, geschenkt; denn dieser konnte es in seiner Bienenzucht gut gebrauchen. In seiner kleinen Pfarrei Hagnau war der Anfall des Tropfwachses so gering, daß es sich kaum lohnte es zu verkaufen, also hatte er auch keinen Erlös. So setzte sich Hochwürden an den Schreibtisch, griff zu Papier und Federkiel und schrieb. Dann adressierte er

„An das erzbischöfliche Ordinariat“ . . .

Also wanderte die besagte Antwort nach Freiburg, allwo das hochwohllöbliche „Ordinariat“ zu Hause war. Dort las man, ward stutzig, erkannte die Teufelei des widerspruchsvollen Seepfarrers, und sandte postwendend das besagte und beklagte Schreiben an den Adressanten zurück. Doch hier kam man an den Rechten. Hansjakob wechselte nur den Umschlag und adressierte das Schreiben neu und wie folgt:

„An das erzbischöfliche Ordinariat“ . . .

Nun soll keiner sagen, daß dieses Mal etwas gegen das Ordinariat gesagt sei. Doch, wer weiß, daß es mit der Lammfrommheit und dem Stumpfsinn seine eigene Bewandnis hat, kann sich denken, daß der Brief wiederum nur seine Hülle wechselte. Hansjakob hielt den Brief sinnierend in der Hand; dann umzuckte ein Lächeln seine Mundwinkel. „Wenn ihr nicht wollt, dann also!“ Und diesem Also entsprang eine neue Teufelei wider den Amtsschimmel des Schreiberstaates. In der Stube wechselte er nur wieder den Umschlag, auf ihm aber prangte mit großen Buchstaben geschrieben die Adresse:

„An das erzbischöfliche Dummkapitel“ . . .

Und also wanderte zum dritten Male der besagte Brief mit seiner variablen Adresse Freiburg zu. Dort aber kämpfen wohl auch Götter und mit ihnen auch Vorgesetzte vergebens gegen derlei Anspielungen und wider die Widersetzlichkeit der Untergebenen. Doch für dumm verkaufen ließen sich die Herren im violetten Ornat nun doch nicht, also sandte man den Brief wiederum zurück.

Nun sollte man meinen, daß dem wackeren Streiter am See diese ganze Geschichte zu dumm vorkommen würde, um weiter gegen die Amtsschimmeleien zu kämpfen. Doch weit gefehlt. Er gab nicht nach und steckte das Panier der Fehde nicht als erster auf. Also setzte er sich zum vierten Mal hin und schrieb:

„An die erzbischöfliche Kuhrtie“ . . .

Nun traf von Freiburg keine weitere Antwort mehr ein. Anscheinend war man des Kuhhandels um den Briefwechsel müde geworden. Schließlich ging so viel Impertinenz, wie man sie erleben und erfahren mußte, nicht auf eine Kuhhaut. Auch waren Post und Briefträger längst auf diesen seltsamen Briefwechsel aufmerksam geworden. Also, und letzten Endes, „der Klügere gibt nach“.

Q.: Maria Schaettgen, Heinrich Hansjakob – Anekdoten und Erzählungen,
Morstadt-Verlag, Kehl, 1977



Hansjakobs „Markenzeichen“

Spuren eines Krieges –

Ein Dorf im Unteren Breisgau im Ersten Weltkrieg 1914-18

Josef F. Göhri

Der I. Weltkrieg war mit der Kriegserklärung des kaiserlichen Deutschlands am 1. August an Russland und am 3. August 1914 an das mobilisierte Frankreich ohne Zweifel die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts.

Es ist klar, dass das deutsche Kaiserreich im Sommer 1914 zu den maßgeblichen Akteuren zu rechnen war, aber in keinem Fall allein die Verantwortung trug. Hundert Jahre nach Kriegsausbruch überschwemmt eine Flut von Publikationen den Medienmarkt und nach all den Jahrzehnten steht noch immer die Frage im Raum, warum der Krieg so begonnen hat und verlaufen ist, wie die Geschichte es zeigt. Irrationalität, volkstümlicher, falsch verstandener Nationalismus, komplexe Probleme, Misstrauen und unmittelbare Schwierigkeiten, die die Entscheidungsträger überwältigten, sind nur einige Faktoren. Kriegsschulddebatten, die lange geführt wurden, verhinderten eine Kriegsursachendebatte. Zu konstatieren bleibt, dass, wie später auch im II. Weltkrieg, 1914 bis 1918 keine Familie, kaum eine Stadt und annähernd auch fast kein Dorf von Zerstörung und Leid verschont blieb.

Es muss ein friedlicher Sommertag im Bleichtal im unteren Breisgau gewesen sein, dieser 3. August 1914. Die Ernte war in Bleichheim bereits eingebracht. Mitten in dieser beschaulichen Ruhe eines weltabgewandten Tals wie es das Bleichtal ist, verkündete der alte Ortsdiener mit klingender Schelle und zitternder Stimme den Ausbruch des Krieges und der damit verbundenen Mobilmachung. Mit der Bekanntmachung dieser Hiobsbotschaft riefen die Wehrersatzämter Reservisten und die wehrfähigen Männer zu den Fahnen der kaiserlichen Armee. Der Großteil der Bevölkerung, wie auch der Soldaten, sahen in dem aufziehenden Krieg ein notwendiges Übel, griffen sogar teilweise mit Euphorie zu den Waffen. Jedenfalls im ersten Jahr 1914, als sich die Front ausbildete, um dann im letzten Jahr 1918 in fürchterlichem Blutvergießen zusammen zu brechen.

Die Geschichte des Bleichheimer Theologiestudenten und Träger des Eisernen Kreuzes Joseph Göhri kann exemplarisch den Rahmen für eine Betrachtung über die Situation in Baden, besonders im kleinen Dörfchen Bleichheim, bilden. Als Teilnehmer einer der schrecklichsten Blutmühlen aller Zeiten, trug er gleich zu Beginn der Mobilmachung den grauen Soldatenrock und trat seinen Dienst auf dem Heuberg auf der Markung Stetten am kalten Markt an. Diese unter Soldaten berüchtigte Ausbildungsstätte spiegelte seit

ihrer Errichtung 1909 stets die deutsche Geschichte wider. Hier wurden Truppenteile aus ganz Deutschland ausgebildet, um von dort an die östlichen und westlichen Fronten einzuziehen. Mit seiner 2. Kompanie des 250. Regiments zog so auch Göhri nach Ostpreußen, um gegen die einfallenden Russen Stellung zu beziehen.

Als Sohn des Landwirts und Steinmetz Franz Xaver Göhri und dessen Ehefrau Anna, geb. Kißling, hatte er am 9.2.1892 in Bleichheim das Licht der Welt erblickt. Nach seiner Schulausbildung im Bertholdgymnasium in Freiburg i. Br., studierte er Theologie und stand kurz vor der Priesterweihe. Durch seinen freiwilligen Eintritt in das badische Regiment wollte er beweisen, dass ein Theologe sich nicht vor dem Wehrdienst drückt, der für angehende Geistliche nicht bindend war. In Auszügen aus einem seiner letzten Briefe, im Duktus der damaligen Zeit das Zeugnis einer ganzen Generation, werden seine Beweggründe deutlich:

„Zeigt Euch als echte Christen, die ihres Namens würdig sind, die das Kreuz mit dem Heiland und seiner Mutter tragen. Seid versichert, dass es auch für mich ein Opfer war, beim Militär einzutreten, aber ich habe es dem Heiland zulieb gebracht. Galt es doch, eine hl. Sache, die Existenz unseres Vaterlandes, zu retten, denn als Theologe muss ich so vielen Kameraden ein gutes Beispiel und geistige Hilfe in schweren und besonders im letzten Augenblicke geben. Mitbestimmt war auch die Rücksicht auf den Ruf des geistlichen Standes, der keine Anhänger des Hurratriotismus in seinen Reihen zählt, sondern Männer, die dem Worte die Tat folgen lassen“.

Sein uneingeschränktes Pflichtgefühl für sein Vaterland ließ ihm einfach keine Wahl. Doch in seinen Briefen, schon zu Beginn des Krieges, sah er das Unvermeidliche voraus und sprach schließlich schon im März 1915 seine Ahnung aus, nicht mehr in sein geliebtes Heimatdorf zurück zu kehren. Seine Sehnsucht zu stillen, dem Opfertod Christi unblutig am Altar zu gedenken, war ihm letztlich nicht mehr vergönnt.

„Was das andere Opfer betrifft, dass ich nicht zu einem längst ersehnten Ziele kam und Euch allen die große Freude meines ersten Hl. Messopfers nicht bereiten konnte, so ist wohl das Herbste[...]

---►

Dank Euch. Vergelt's Gott allen für die Mühen, Sorgen und Aufwände, die Ihr im Hinblick auf das hohe Ziel aufgewendet habt."

Die Bevölkerung in Baden erlebte, wie in ganz Deutschland, den Kriegsausbruch sehr gespalten. Einerseits entlud sich die aufgebaute Spannung des Sommers 1914 endlich in Taten, während gebildete Schichten die günstigste Gelegenheit gekommen sahen, schnell militärische Erfolge gegen Russland und Frankreich zu erzielen, um so einerseits Fortschrittsgedanken im Osten einzupflanzen und andererseits revisionistische Bemühungen um eine Annexion Elsass-Lothringens an Frankreich zu unterbinden. Fanatisch wurde es dann in kriegsverherrlichendem Brauchtum, dem von Göhri angesprochenen Hurra-Patriotismus, ein pejoratives Wort, das auf dem Schlachtruf der Befreiungskriege basiert. Andererseits herrschte gerade im süddeutschen Raum die Angst vor dem Einmarsch französischer Truppenverbände. Da sich der Stellungskrieg jedoch weiter westlich eingrub, konnte die Bevölkerung bald aufatmen. Nicht anders lässt sich die Stimmung in Bleichheim erklären, die Ortspfarrer Franz Häußler im Spätjahr 1914 skizziert. Er beklagt die nachlassende Gottesfurcht der Pfarrgemeinde und verdeutlicht in seiner Aussage, dass „die Männerwelt in religiöser Hinsicht“, gerade in Kriegszeiten, „eine kalte Einstellung an den Tag legt. Obgleich die ewige Anbetung auf einen Sonntag fiel, waren in der ersten Betstunde fast keine und in der zweiten und dritten nicht viel Männer zugegen. An der Kommunionbank waren keine Frau und kein Mann zu sehen. Das ist die Regel im Dorf.“ Weiter führt er dann aus: „Trotz des furchtbaren Krieges kommen die Gemeindeglieder ihren Christenpflichten nicht oder nur sporadisch nach.“ Er schloss mit der Annahme, dass es wohl in der Erzdiözese Freiburg nicht viele Gemeinden geben dürfe, in denen die Männerwelt in ihrer Allgemeinheit in religiösen Dingen noch kälter wäre. Dies hing, so seine Einschätzung, mit Interessenlosigkeit und Anhänglichkeit an die irdischen Güter zusammen. Seine harschen Worte spiegeln im Nachhinein auch das plötzliche Ausgeliefertsein an einen sich verschärfenden, großen Krieg mit seinen schmerzhaften Einschränkungen, sowie bereits erfahrener Schrecken wider.

Denn bereits nach drei Monaten Krieg zeichnete sich ab, dass die hoffnungsvolle Erwartung eines schnellen Krieges in den Gräben in Frankreich und Russland verschüttet wurde. Materialschlachten kosteten unnötig Munition und forderten höchste menschliche Tribute für Zentimeter von Feindesland.

Noch ging es der Bleichheimer Bevölkerung sichtlich gut. Ungeachtet des zweiten Kriegsjahres war ein guter Herbst eingebracht worden. Der neue Wein garte bereits am 30. September 1915 in den heimischen Fässern, dem ein guter Sommer vorausgegangen war. Das Ohm (150 Liter), meist aus verschiedenen Traubensorten, erzielte 65,- Mark (ca. 227,50€), ein Spitzengewinn. Die guten Weinerträge waren die eine Seite in diesen Kriegstagen, das andere Bild der Medaille verkündete am darauffolgenden Tag der aktuelle Anschlag am Schwarzen Brett: Ab sofort waren alle Kupfer- und Metallgegenstände beschlagnahmt und sofort auf dem Rathaus abzuliefern. Damit war auch jegliches Brenngeschirr gemeint, womit das Brennen von Spirituosen - Einkommensquelle vieler Bleichheimer-unerwartet wegbrach.

Zu weiteren Zwangsmaßnahmen gehörte auch die Enteignung der Kirchenglocken, Orgelpfeifen, Altar- und Kerzengegenständen, Kupferkessel, sowie Legierungen aller Art. Max Vetter, der Sohn des damaligen Bürgermeisters Philipp Vetter, wurde vom Gemeinderat beauftragt, all dieses gesammelte, wertvolle Gut zur Sammelstelle zu bringen. Auf einem eisenbereiften, landwirtschaftlichen Leiterwagen fuhr er die Materialien an einem Spätsommertag zum sieben Kilometer entfernten Bahnhof in Kenzingen. Von dort trat ein Stück dörflicher Identität eine Reise ohne Wiederkehr ins Niederrheingebiet zur Krupp'schen Kriegsindustrie. Dort wurde es zu Granatkartuschen, Zündern, Geschossführungsringen und anderen zur Fortführung des Krieges notwendigen Erzeugnissen. Dies und die ständigen Aufrufe, Geld, Lebensmittel, Kleider und Feldfrüchte den städtischen Bevölkerungssteilen zur Verfügung zu stellen, fanden nicht unbedingt die Zustimmung aller. Die eigene Ernährungs- und Bestandssicherung stand, trotz notwendiger Einsicht in den sich zuspitzenden gesamtdeutschen Mangel, im Vordergrund. Gleich zu Ausbruch des Krieges hatten sich Getreide, Kartoffeln, Brot und Butter enorm verteuert, was auch in der nur spärlichen, teilweise nicht vorhandenen Belieferung städtischer Märkte seine Ursache hatte. Von staatlicher Seite aus hatte man keinerlei Vorkehrungen getroffen, da keiner der Verantwortlichen mit dieser Kriegsdauer rechnete. Zudem mussten viele, für die Landwirtschaft unabdingbare Pferde für den Wehrdienst freigestellt werden. Von ihren Reitern ganz zu schweigen.

Im Spätsommer 1915 wurden neben mehrfach verordneten Sammlungen, sogenannte Opfertage eingeführt. Diese sollten die ‚Heimatfront‘ stärken, Solidarität zu den Soldaten entwickeln und die

Skepsis vieler, gerade bezüglich Lebensmittelabgaben, mindern. Kirchenchorfrauen verkauften Postkarten mit den Konterfeis der badischen Großherzogin Luise, nebst ihrem verstorbenen Gatten, Großherzog Friedrich I. Gerade Luise war wie geschaffen dafür, verkörperte diese doch wie keine andere bürgerliche Tugenden wie Mutterliebe und Disziplin. Zudem hatte sie den ersten Badischen Frauenverein ins Leben gerufen, der später Henry Dunant, den Gründer des Roten Kreuzes, maßgeblich unterstützte. Wie der Ortspfarrer danach bemerkte, konnte auch bei diesen Aktionen mancher Einwohner seinen Unmut nicht verstecken. Dennoch betrug das Spendenaufkommen am Schluss 66,- Mark (ca. 231,-€).

Hin und wieder kamen auch Berichte über die Tapferkeit einzelner Frontkämpfer ins Dorf. Vom östlichen Schauplatz traf die Nachricht ein, dass Joseph Göhri am 12. September 1915 in Folge seiner hervorragenden Leistungen bei der Verteidigung der Festung Kowno/ Litauen mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet worden war. „Göhri ist nun der vierte Ritter des Eisernen Kreuzes im Dorf“, berichtet Häußler. Häußler greift damit, ob bewusst oder nicht, die Idee auf, die der Gestaltung des Eisernen Kreuzes 1813 unter Wilhelm III. zu Grunde lag. So schlicht und einfach wie möglich, nicht aus Edelmetallen, sondern aus einfachem Eisen geschmiedet, sollte diese Kriegsauszeichnung alle anderen Kriegsmedaillen verdrängen und konnten unabhängig von Stand und Herkunft an alle verliehen werden. Dies war, ebenso wie beim französischen Orden der Ehrenlegion, das heraushebende Alleinstellungsmerkmal. Ausgezeichnet wurden ritterliche Tugenden, wie Disziplin, Tapferkeit und Vorbildlichkeit. Charaktereigenschaften einer Kriegsführung, die sich durch die Modernisierung der Kriegstechnik selbst überholt hatte.

Doch mit den Siegesmeldungen im weiteren Kriegsverlauf erreichten den Heimatort immer wieder Nachrichten von Tod und Verwundungen, von Vermissten und den in Gefangenschaft geratenen Soldaten. Stets begleitet vom täglich hörbaren Grummeln der Geschütze aus dem Frontbereich des heiß umkämpften elsässischen Hartmannsweilerkopf, wo Franzosen und Deutsche unerbittlich miteinander fochten. Nachts irrlichtete das vom Hausberg Prophet wahrnehmbare Aufblitzen der Mündungsfeuer über dem Rhein. Dies schmälerte immer mehr die Hoffnung der zurückgebliebenen Alten, der Frauen und Kinder auf ein baldiges Ende des Völkerringens. So brachte das zweite Kriegsjahr nicht nur sichtliche Einschränkungen, sondern war vor allem auch durch das Wegbrechen der männlichen Bevölkerung

gekennzeichnet. Den bereits eingezogenen jüngeren Jahrgängen, die in den Material- und Menschen-schlachten in Ost und West als Frontsoldaten aufgerieben wurden, folgten nun die älteren Semester. Der von jeder Familie zu zahlende Blutzoll der Kriegsvölker erhöhte sich. Die Gefallenenstatistik zeigt auch in Bleichheim eine deutliche Entwicklung hin zum Tragischen. Damit einhergehend registrierte der Ortsgeistliche nun doch eine gesteigerte und größere Hinwendung zu religiösen Aktivitäten, die er in seinen Akten vermerkte.



Gefallenen-Gedenktafel (1914-1918)
am Bleichheimer Kriegerdenkmal

So fiel auch Joseph Göhri nur wenige Tage nach der Verleihung des Eisernen Kreuzes am 28. September 1915 bei der Verteidigung der Festung Kowno, die von russischen Truppen angegriffen wurde. Seinen Tod schildert ein Kamerad namens Schönleber in einem Brief an die Eltern:

„Es war ein heißer Kampftag, wir hatten die russischen Angreifer zurückgedrängt, die sich in einem weiter entfernten Waldrand festsetzten. Als wir unseren Angriff weiterführten, erhielten wir vom Gegner starkes Maschinengewehrfeuer. Ich sah, wie neben mir mein Kamerad Joseph fiel. Ich zog ihn in ein Deckungsloch und stellte fest, dass er durch einen Bauchschuss schwer verletzt war. Er stöhnte leise und sagte: 'ich muss sterben'.“

Der evangelische Divisionspfarrer Ranghoff der 14. Landwehrdivision ergänzt in einem Brief: „Der Verstorbene wurde mit einem Kameraden des Infanterie- Regt. 103 in einem Grabe an der Südwestecke eines kleinen Kieferwaldes, etwa 300 Meter nordwestlich vom Nordausgang des Dorfes Aleschonki beerdigt. Dieses Dorf liegt etwa 8 km südwestlich von Smorgow in Litauen. Erst nach der Beerdigung erfuhr ich aus Sachen, die ihm die Kameraden aufs Grab gelegt hatten, dass er ein katholischer, angehender Berufskollege sei.“ ▶

Der Abschiedsbrief, den Göhri bereits im März 1915 verfasst hatte, mutet an wie ein Notschrei aus der Mitte eines in Verzweiflung gestoßenen Volkes, deren Verantwortliche seine Söhne für nicht erkennbare Interessen opferten. Ein Brief, in dem der letztlich Tod Geweihte den Angehörigen Trost für sein eigenes Schicksal spendet. Ein Schicksal, das auf einem der Opferaltäre der europäischen Schlachtfelder sein Ende fand, die das Volk selbst nicht aufgestellt hatte.

„Diese Zeilen von meiner Hand geschrieben, nehmt hin als letztes Andenken. Nicht stumme Trauer soll Euch das Herz brechen machen; nein, blickt auf zu dem, der alles zum Besten lenket. Saget mit dem, weit schwere geprüften Dulder Hiob, der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, wie es dem Herrn gefallen hat, so ist geschehen, der Name des Herrn sei gebenedeit“.

Der Brief wurde auf besonderen Wunsch von Joseph Göhri nach der Gefallenenmeldung von Ortspfarrer Häußler auf der Kanzel vorgelesen:

„Wir feiern dereinst alle im Himmel den großen Primiztag am Altar des göttlichen Lammes. Wie eitel und nichtig ist doch alles auf der Erde. Gott lieben und ihm allein dienen, das erst ist wahres Leben. Würde man das immer im Lichte der Ewigkeit betrachten, dann hätte alles ein anderes Gewicht.[...] Gedenket auch meiner Seelenruhe und der so vieler Kameraden. Lasset die Messen für mich lesen, wie in meinem letzten Vermächtnis angeordnet und andere mehr.

Zum Schlusse bitte ich Euch alle um Verzeihung in allem, wo ich Euch beleidigt oder Unrecht getan habe. [...] Tröstet Euch, seid einig, zufrieden,

denkt an die vier letzten Dinge, Tod, Himmel, Hölle und Gericht, auf dass Ihr Eure Seelen rettet und helft mir, aus dem Fegfeuer.

Euer Joseph Göhri, theol. Auf Wiedersehen“

Der Abschiedsbrief zeigt voller Eindringlichkeit das Vermächtnis eines Frontsoldaten aus dem alles verschlingenden, feurigen Rachen des großen Krieges 1914-1918. Er ist die eigentliche Realität dieser Schilderung. Er folgte seinem Bruder Emil in den Tod (gef. August 1914 in Gumbinnen/ Ostpreußen) und das ohnehin nicht vorstellbare Leid der Familie wurde im November 1916 durch den Tod des dritten Sohnes Franz in Re Sars/ Frankreich ins Unermessliche gesteigert. Keiner der drei Gefallenen hat das 25. Lebensjahr erreicht.

Nachdem fast 70 Millionen Menschen unter den Waffen standen², fanden über zehn Millionen Soldaten den Tod im I. Weltkrieg 1914 bis 1918. Eingeschlossen in dieses große Sterben sind auch 24 Gefallene und Vermisste aus einem kleinen Dorf im Bleichtal. Es steht dort am Fuße der fast tausend Jahre alten Ruine Kirnburg. Dort, auf der Höhe des Schlossberges sieht man weit in der Ferne das Vogesenmassiv und kann jener dort stattgefundenen Bruderkämpfe gedenken, die vor hundert Jahren das Gesicht Europas verändert haben.

¹ Alexander Mayer: Fürth 1911-1914. Krieg der Illusionen -die lokale Sicht, Fürth 2000, 5.84 f., 99

² Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich /Irina Renz (Hrsg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn 2009, S. 664f.

links: Franz Göhri
* 19. 1. 1893 in Bleichheim
† Nov.1916, gefallen
in Re Saars/Frankreich

rechts: Joseph Göhri
* 9. 2. 1892 in Bleichheim
† 28.9.1915, gefallen
in Gumbinnen /Ostpreußen



Jiddisch in der alten (Nieder-) Emmendinger Mundart*Herbert Burkhardt*

In der Emmendinger Unterstadt, früher oft benutzt und kaum mehr bekannt, ist das jiddische Wortgut, das durch unsere seinerzeitigen jüdischen Mitbürger im Laufe von Generationen in der alemannischen Alltagssprache Eingang gefunden hatte, weitgehend verschwunden.

Jiddisch, ein jüdischer Dialekt, der hauptsächlich aus Deutsch, Hebräisch, Romanisch und Slawisch bereits vor Jahrhunderten entstand, ist heute durch die sogenannten Hochsprachen verdrängt worden. Ein ähnlicher Vorgang, wie wir es derzeit bei allen Dialekten feststellen müssen.

Das in unserer Landschaft noch gesprochene Niederalemannisch, mit vielen örtlichen Unterschieden, wird wahrscheinlich in ferner Zukunft eine ähnliche Entwicklung durchmachen.

Ohne jetzt in wissenschaftlichen Ausführungen zu verweilen, soll an Hand von Beispielen gezeigt werden, dass das Jiddische nicht nur im osteuropäischen Raum, sondern auch –und das in einer besonderen Variante– „im Alemannischen“ Eingang und seinerzeit einen festen Platz gefunden hatte. Hierbei sollen einige noch bekannte und auch unbekannt gewordene Ausdrücke aus Emmendingen Erwähnung finden; etliche davon begegnen uns noch heute im Sprachgebrauch unserer Stadt - ohne Kenntnis der Entstehung.

Achilem

Essen. Schdell de Achilem uf de Disch!

achle

essen.

Baajes

altes Haus. Haus in schlechtem Zustand.
Wottsch dü in sellem alde Baajes wohne?

Bachili

Dummchen, dummer einfältiger Mensch. Dü bisch e alts Bachili!

Baiz

einfache Gastwirtschaft.

baldowere; auch üsbaldowere

auskundschaften.

Barche

Brot für den Sabbat.

Bartli

Bartholomäus. I weiß, wu de Bartli de Moscht holt!

Barnes

jüd. Gemeindevorsteher.

Bechem

Rind, Ochse.

bled

durchgeschauert (Stoff). De Kiddl isch am Ärml ganz bled!

Bore

Milchkuh.

borwess

barfuß.

Boser

Fleisch.

bschurme

Heilbehandlung (zur Schmerzlinderung).

Bunem

beleidigtes, verdrießliches Gesicht.
Was machsch widdr fir e Bunem?

Busem

zähes Rindfleisch, (e Kuehbusem).

Chaser, Chasser

Schwein.

Chaserboser

Schweinefleisch.

Chulew

Milch.

Daajes

komische Meinung/en.
Mensch, mach kei Daajes!

dachle

eine Ohrfeige geben, einen Schlag versetzen.
Er hetem eini dachlet!

daguff

aufgeweckt, munter, rüstig, aus takuf.
Des isch e daguffs Birschli gsi!

daje

Kummer, Sorgen haben wiederkauen.
Do hetr lang gnüe dra z daje kha! Wiederkauen.

Dalle

Rausch, Beschränktheit; Delle.

Eelgeds

steife, mundfaule, wichtigtuerische Person.
Dü schdohsch do, wiä ne Eelgeds!

Eigel

Kalb.

fledig

schnell kaputt machen.
Jetzt machschs fledig kabütt!
(auch: flöte gehen)

weiter ►

Gai

Bereich, Betätigungsgebiet.

Er isch ufem Gai!

Kumm mr jo nit ins Gai!

Galaumus

unnötige Aufregung, dummes Zeug, Unsinn. Mach doch kei Galaumus wege some Hafekäs!

Goj

Nichtjude, Christ.

grebse

rülpsen.

Gscheers.

viel Aufhebens.

gschuggt

leicht verrückt.

E Gschuggti: verrückt auftretende Frauensperson.

Gseires

leeres Geschwätz.

Gudel

1.000. [tausend]

Gudel, e große

1.000.000.

Gogs

Hut, steifer Hut.

Haulekrausch

Mädchen-Tauffest.

kaboris

kaputt.

Kaff

kleines, unbedeutendes Dorf.

Kale

Braut.

Kibbr

Zigaretten-/Zigarren-Stummel.

Kippe

Halbpart.

koscher

rein, zum Genuss erlaubt.

Lauschaufel

schlechter Mensch, übler Tropf. Mir känne de Lauschaufel!

loschore

rumhorchen, auskundschaften.

Machule

Bankrott, Bankrott machen.

mäzilig

süß, sehr süß.

Make

Beschädigung, Schlag, Hieb. S het e Make!

Maloche

schwer arbeiten, schuften.

Mamme

Mutter.

Marem

männl. Vorname (Moritz).

massig

zornig, wütend böse. Mach mi nit massig!

mauschle

in undurchsichtiger Weise Vereinbarungen treffen; heimlich und hinterhältig reden.

Mauschuf

minderwertiges Zeug; Abschaum der Gesellschaft.

Maze

ungesäuertes Brot.

meschugge

verrückt.

Mejes

Geld (auch 100).

miis

schlecht, übel unschön.

Mile

Beschneidung.

Mirakel

Wunder, Erscheinung.

Mischpoche

Sippschaft, Familie.

miseel, misex

meiner Seele, wahrhaftig, sicherlich.

Moris

Angst, Furcht, ernster Respekt. Eich müeß i jetz emol Moris lehre!

Mu

fünfzig.

Murr

Schneid. Murr in de Knoche ha!

nebbig

Verneinung.

Platte butze

sich davonmachen; sich aus dem Staub machen.

Reifes

Profit, Gewinn.

Reibach

unverhältnismäßig hoher Gewinn.

Rifzge

Rebekka.

Rüech

unregelmäßig fressendes Rind; krankes Rind.

Sargnagel

aus Ssaroch: Zigarette, Zigarre usw.

(kommt ironisch aus Ssaroch, also stinken, und nicht wie irrigerweise angenommen von der gesundheitsschädigenden Wirkung).

Sdofes

Gefängnis.

sochem

krank.

sus

Pferd.

schächte

rituelle Schlachtung.

Schames

Synagogendiener.

schaskene

trinken.

Schawwis

Sabbat.

Schduss

Unsinn.

Schickse

leichtlebige Frau.

Schiker

Rausch (betrunken)

schinegle

schwer arbeiten, schuften.

Schkorem

Lüge, Schwindel.

Schlamärderer

einer, der keine Ordnung hat.

Schlamassel

Durcheinander, Unglück.

Schlorum

Kram, Plunder, Durcheinander. Do hesch de Schlorum!

Schlüri

Tunichtgut.

Schmiri

Bewachung, Aufpasser. Schmiri schdoh!

Schmü

Betrug, unlauterer Vorteil. Schmü mache!

Schmüli

Verniedlichungsform von Samuel.

schofel

hinterlistig, unehrlich.

Schojer

Ochse.

schtichem

geheim, verschwiegen.

Tinef

schlechte Ware.

Toches

Hintern.

treife, dreife

nicht koscher.

Tschabbisdegg

schäbiger Hut.

Tschaude, Tschaudle

unordentliche Frau, verrückter Mensch.

üsaldowere

auskundschaften.

Zaffer

Zunge.

Zores

Lumpengesindel, streitsüchtige Menschen. auch Zores-Kores.

Hinweis des Verfassers:

Etliche Leserinnen und Leser werden sich verwundert fragen: „Woher weiß er das alles, und in welchem gescheiten Buch hat er das wohl gelesen?“

Es ist so: Ich bin jetzt 81 Jahre alt, in der Emmendinger Unterstadt, die seinerzeit noch überwiegend bäuerlichen Charakter hatte, geboren und aufgewachsen. Dort Familie gegründet, Arbeit gefunden usw. usw.. Vorfahren, Freunde und Bekannte, Nachbarn und Kollegen, nebst Familien-Mitgliedern, sprachen Alemannisch. Nun, was trieb man so nach Feierabend und in der Freizeit? „Zämmehogge un schwätze!“ Denn die „Neuen Medien“ wie Fernseher, Handy und Computer gab es noch lange nicht. Radio hören? - Zu einseitig!

Gesprächsstoff unserer Unterhaltungen waren Brauchtum, lustige alte Sprüche, Ortsneckereien, Besonderheiten in unserer Sprache, sowie mit Vorliebe das Jiddische der längst „weggezogen wordenen“ Juden.

Da habe ich begonnen aufzuschreiben! Seit 65 Jahren „schreibe ich auf“: bis heute ist meine Sammlung angewachsen auf über 7.000 Karteikärtchen aller Niederemendinger Wörter, die in Alemannisch gesprochen wurden und zum Teil auch heute noch werden. Darunter sind viele auf Jiddisch, die man erst mühsam raussuchen und deuten muss. Das ist das Geheimnis meines „Gescheiten Buches“.

*Anekdoten über Fritz Boehle zum Gedenken seines
100sten Todesjahres († 20. 10. 1916)*

Anekdoten um Fritz Boehle

Im Jahre 1873 in der Markgrafenstraße zu Emmendingen geboren, starb er - erst 43 Jahre alt - zu Sachsenhausen bei Frankfurt: hochgeschätzt als Maler, Graphiker und Bildhauer. Seine Mutter war die Lammwirtstochter in Emmendingen. Die „Fritz-Boehle-Stube“ in Emmendingen war eine Sehenswürdigkeit. Wie kraftvoll hat Boehle die alemannischen Bauern und die Bauernpferde ins Bild gebannt.

Viele Motive holte er sich in dem zwischen Lahr und Kehl gelegenen Rieddarf Altenheim, wo er nahe Verwandte hatte.

Einmal kam eine junge Kunsthistorikerin nach Altenheim. Sie fragte ein altes Fraule von Boehles Verwandtschaft nach Boehle. Sie wollte von dem berühmten Künstler gerne Näheres, Persönliches hören. Da meinte das Fraule ein wenig wegwerfend:

„Schaffe het er nix welle! Nix als Finesse het er im Kopf ghet!“

Sommer um Sommer kam er nach Emmendingen. Auch im nahen Sexau gefiel es ihm gut. Auf einmal kam der Bauernmaler nicht mehr nach Emmendingen, das war so gekommen:

Als die Stadt den Entschluß faßte, den schönen alten Marktbrunnen zu entfernen und ihn durch ein pompöses Kriegerdenkmal zum Gedächtnis an den 1870er Krieg zu ersetzen, da protestierte der Künstler. Ohne Erfolg. Da wiederholte er den Einspruch mit der Bemerkung, er werde Emmendingen nie mehr betreten, falls der Marktbrunnen verschwinde. Der Marktbrunnen verschwand aber doch. Boehle reiste ab und kam nie mehr nach Emmendingen.

Er war ein Original. Unzertrennlich war er von seinem Schnauzer. Immer hatte er die Pfeife im Mund. Mit Bauernfuhrwerken fuhr er über Land. Am wohlsten war es ihm in den Mostkneipen bei den Schiffern von Sachsenhausen. Von Fräcken und Parkettböden wollte er nichts wissen.

Als ihm eine Professur an der Karlsruher Akademie angeboten wurde, lehnte er ab -. Er wollte frei und unbekümmert schaffen. Als einmal ein Kunstschriftsteller kam, um über ihn zu schreiben, äußerte er: „Lasse Se des, es isch schon gnug Misch über mich verzapft worde!“

Q.:Ekkhart 1962, Emil Bader



„Bibeldisputation“ (um 1906)

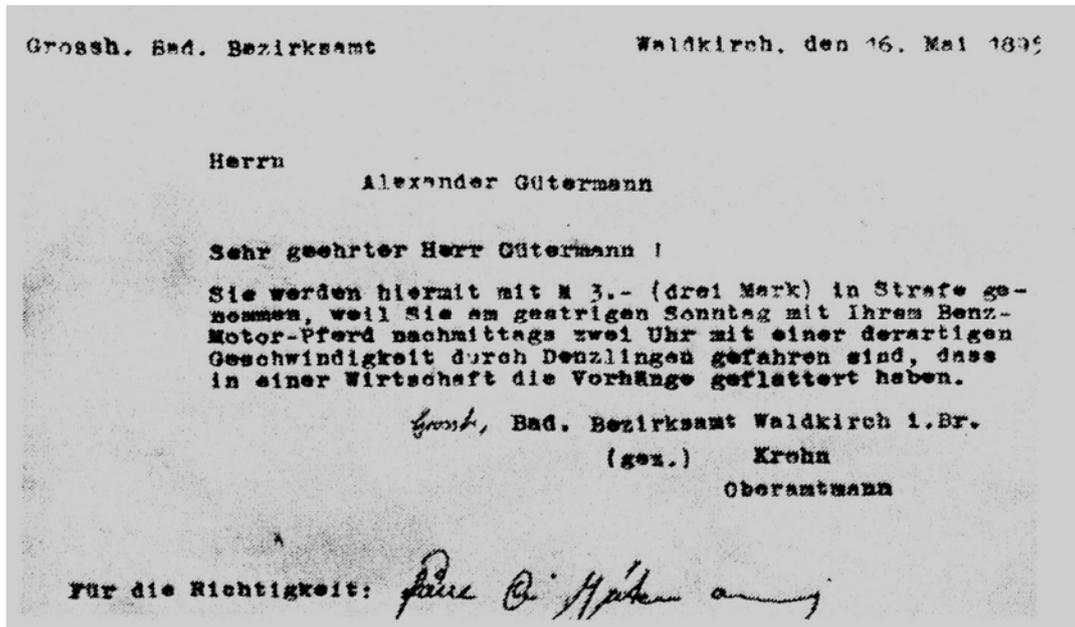
Zeichnung von Fritz Boehle

(Q.: R. Schrey, Fritz Boehle, Klimsch/Maubach-V., Frankfurt a.M., 1925)

Erster Strafzettel der Welt für ein Straßenverkehrsdelikt

A. Gütermann „raste“ 1895 mit seinem „Benz-Motor-Pferd“ durch Denzlingen

H.Burkhardt /G.Schmidt



Text der in späterer Zeit per Schreibmaschine gefertigten Abschrift dieses außergewöhnlichen „Strafmandates“. Das handschriftliche Original ist verschollen.

Die Gütermänner aus Gutach konnten sich immer wieder als „Die Ersten“ profilieren: in den Herstellungsmethoden ihrer Seidengarne, deren Konfektionierung, Verkaufs- und Versandungsmethoden der Produkte, den sozialen Leistungen an die Belegschaft, den Werkswohnungen, ja Aufwertung einer ganzen Ortschaft im Elztal, usw. usw.

Auf einem anderen Gebiet waren sie auch einmal die Ersten, dem Erhalt eines Strafzettels, nämlich für zu schnelles Fahren mit einem „Patent-Motorwagen Benz-Victoria“, und zwar am 15. Mai 1895 !

Offizielle Lesart: Alexander Gütermann aus Gutach, Sohn des Gründers der Gutacher Seidenspinnerei, Max Gütermann, wurde am 16. Mai 1895 zu einer Geldstrafe von drei Mark verdonnert, weil er mit seinem Benz-Motor-Pferd nachmittags zwei Uhr mit einer derartigen Geschwindigkeit durch Denzlingen fuhr, „dass im Gasthaus 'Ochsen' die Vorhänge geflattert haben“.



Heute im Museum (PS. Speicher/Einbeck): das Original „Delikt“-Motor-Pferd von damals

Q.: Google-Bild

weiter ►

Der damalige Gastwirt Adolf Friedrich Frey und seine Gäste erschraaken wohl sehr und ängstigten sich hauptsächlich vom Krach aus dem ruckelnden und fauchenden Einzylindermotor, mehr als durch die Geschwindigkeit, welche damals auf 6 km/h innerorts bzw. 12 km/h ausserorts beschränkt war. Das Fahrzeug muss mit mindestens 20 Stundenkilometer, wo möglich sogar 30 km pro Stunde ziemlich nahe der Wirtschaft vorbeigedonnert sein.

So erhielt Alexander, Chef des Hauses Gütermann, das im Jahre 1864 gegründet wurde, den „Ersten Strafzettel der Welt“, was aber seinem geschäftlichen Erfolg und seiner Beliebtheit keinen Abbruch tat. Wenn auch nur in einer maschinenschriftlichen Abschrift, so ist uns der Strafzettel noch heute erhalten geblieben. Das Archiv des Automobilmuseums „PS.Speicher“ im Niedersächsischen Einbeck bewahrt dieses „Dokument“. Auch ein Modell des corpus delicti (Patent-Motorwagen) ist dort zu besichtigen.

Frau Laura Huber in Leipzig (mit oft besuchten Verwandten in Emmendingen) stieß beim Surfen im Internet per Zufall auf das „Knöllchen“ und machte die „Hachberg-Bibliothek“ auf diesen interessanten Vorgang aufmerksam.

Das noch junge Automobilmuseum „PS.Speicher“ in Einbeck versteht sich als Erlebnis- und Ausstellungspark und feierte am 30./31. Juli 2016 sein zweijähriges Bestehen.

Die direkte Internet-Adresse zum „Knöllchen-Vorgang“ (mit weiteren interessanten Informationen) lautet:

<http://www.lehrerfreund.de/technik/1s/strafzettel-anno-1895-benz-motor-pferd/4733>



Das besagte Gasthaus
„Ochsen“ damals

(Q.: Bild: Google-Bild)

Der „Ochsen“ heute:
„Pizzeria Belvedere Zum
Ochsen“

(Q.: Bild: Google-Bild)



Ein Taufproblem am Tennenbacher Laberhof Mehrfachtaufe eines Verwalter-Kindes anno 1783

Annerose Bauer

Nachfolgendes Ereignis trug sich in der Amtszeit des Hachbergischen Oberamtmannes Johann Georg Schlosser zu [Anm: Der höhere Titel „Landvogt“, den seine Vorgänger getragen hatten, blieb ihm -mangels Adelsstand- versagt]. Das hier beschriebene Beispiel zeigt -für die heutige Zeit unbegreiflich- daß sich Schlosser nicht nur mit hochfliegenden Plänen für die bessere Zukunft des Amtsstädtchens beschäftigte, sondern sich auch mit Sorgfalt der „kleinen Fälle“ annahm.

Bald nach seiner Rückkehr am 5. Juni 1783 aus Olten in der Schweiz, wo er bei der Versammlung der „Helvetischen Gesellschaft“ die Gedenkrede auf Isaak Iselin (Basler Jurist und Autor) gehalten hat, kümmerte er sich (zu dieser Zeit selbst dreifacher Vater), um ein besonders verzwicktes Vorkommnis. Die als „Kirchensache“ bezeichnete Akte zeigt, wie sehr von den Konfessionen um jede Seele gerungen wurde. Weiter wirft der „in tiefstem Respect ersterbende“ und „untertänigst treu gehorsamst“ grüßende Oberamtmann Schlosser ein bezeichnendes Licht auf das Verhältnis zu seinem Arbeitgeber – der allerdings auch im gleichen Monat Juli (1783) die Leibeigenschaft in seinen Landen aufheben sollte.

Bei Recherchen der Autorin im GLA [Generallandesarchiv, Karlsruhe] zu einem völlig anderen Thema führte ein Querverweis zu der nun nachfolgend näher beleuchteten „Kindstaufe“.

1. Kirchenbuch von Emmendingen

Im Kirchenbuch von Emmendingen, Jahrgang 1783 (heute im Archiv der Evangelischen Landeskirche Baden in Karlsruhe) findet sich folgender amtliche Taufeintrag:

Laberhof

den 4ten Juni Nachts um 9 Uhr geboren und wegen großer Schwachheit jäh getauft, den 6ten desselben aber dafür vorgestellt:

Maria Magdalene; Vater Matthias Kammerer, der Mayer auf dem Thennenbacher Laberhofgut, katholischer Religion der auch die Taufe verrichtet hat.

Mutter Anna Maria geborene Thalerin bey der Nottaufe war nebst den Eltern gegenwärtig.

Die Hebamme von Thennenbach Hofmeisters Ehefrau daselbst mit Mann, Maria Magdalena Willmännin dahier bürgette und die geschehene Taufe bezeugte.

Gevatter sind:

1. Johann Georg Berthold, der junge hiesige Maurer
2. Friedericke, des hiesigen Bürgers und Löwenwirts, Stadtvogts ledige Tochter

Maria Magdalena wurde somit am 4. Juni 1783 am Tage ihrer Geburt von ihrem Vater notgetauft.

[Anmerkung: Vermutlich aufgrund damaliger Vereinbarungen zwischen dem Kloster Tennenbach und der Markgrafschaft wurde in solchen Fällen der Täufling auch der ev. Kirche Emmendingen vorgestellt. Erst danach galt das Neugeborene als „amtlich“ getauft.]

Diese amtliche Taufe erfolgte am 6. Juni 1783.

2. Tennenbacher Taufbuch

Diese „evangelische“ Taufe wurde von Klosterseite offensichtlich nicht anerkannt, denn der Laberhof war ja „katholisches Hoheitsgebiet“ und somit wähnte sich Tennenbach für die Taufe zuständig. Also wurde der (arme, schwache) Säugling erneut einer Taufprozedur ausgesetzt. Dazu findet sich im Tennenbacher Taufbuch unter dem Datum 7. Juni 1783 folgender(in Lateinisch geschriebener) Eintrag:

Anno	1783
Hora	---
Mensis	7. Junij
Baptizata*	Magdalena + Ex nececcitate fuit prius baptizata. Tum vero ab Emmendinganis requisite juxta ritum illorum in ecclesia paesentata. Hic autem die inscripta sub conditione denuo baptizata
Pater	Mathias Cammerer, vilucus in Laberio
Mater	Anna Catherina Thalerin
Patrinus	Jacobus Kuss, faber lignarius huisus loci
Matrina	Anna Maria Ambsin
Baptizans	R.P. Robertus Heilmann, coustos (vicarious parochii)

weiter ►

*Übersetzung (durch H.J. Günther): Zunächst wurde Magdalena notgetauft. Dann aber wurde sie von den Emmendingern angefordert und gemäß deren Ritus in der Kirche präsentiert. Hier [in Tennenbach] aber wurde sie an oben benannten Tag unter Vorbehalt erneut getauft.
[Zwei Monate später starb das Kind, Der Eintrag im Tennenbacher Totenbuch erfolgte in Latein, die nachfolgende Übersetzung besorgte wiederum H.J. Günther.]

3. Eintrag im Tennenbacher Totenbuch

Magdalena, Tochter des Verwalters Matthias Cammerers auf dem Laber.

Sie wurde auf unserem Friedhof bestattet, nachdem sie zuvor wieder [in die kath. Kirche] zurückgekehrt war.
Alter: 2 Monate

Anmerkungen der Autorin: Das am 4. Juni 1783 auf dem Laberhof geborene Kind wurde in der Emmendinger Kirche auf **Maria Magdalene** getauft, während der Eintrag im Tennenbacher Taufbuch nur **Magdalena** lautet. Als Name der Mutter steht im Emmendinger Taufbuch **Anna Maria Thalerin** eingetragen, im Tennenbacher Taufbuch aber **Anna Catharina Thalerin**.

Diese kuriose Taufsituation beschäftigte nunmehr auch Oberamtmann Schlosser:

3. Schlossers Schriftverkehr mit dem Markgrafen

[Abschrift der sich im GLA befindlichen Akte]

3.1 Text auf dem Aktendeckel:

Oberamt Hochberg

Tennebach

Emmendingen

Kirchen-Sache

Die Decretur [decretum = Beschluss] der Kosten wegen des dem Tennenbacher Laberhof Maier Mathias Kammerer gebohrene und in der Emmendinger Kirche vorgestellten Kinds. betr. 1783

3.2 Anfrage Schlossers an den Markgrafen:

Durchleuchtigster Markgrav, Gnädigster Fürst und Herr!

Angeschlossenes Verzeichnis enthält die Kosten für Gänge, so wegen einem dem Tennenbacher Laberhof Maier Mathias Kammerer gebohrene und in hiesiger Kirche vorgestellten Kinde, haben hier gemacht werden müssen. Wir bitten solche auf die Lands Kosten gnädigst zu decretieren und ersterben in tiefstem Respect Euer Hochfürstlicher Durchleucht. Emmendingen, den 28sten Juni 1783 unterthänigst treu gehorsamste Schlosser

3.3 Extractus [= Kurzfassung aus einem umfangreicheren Protokoll]

Hofr.Pr. [Hofrat Protokoll] vom 9ten Juli 1783, [Akte] 7540

Oberamt bittet um Decretur der Kosten ad 3 f 10x [3 Gulden, 10 Kreuzer] so wegen einem dem Tennenbacher Laberhof Maier Mattheus Cammerer gebohrnen und in der Emmendinger Kirche vorgestellten Kind ergangen sind.

3.4 Conclusum [Beschluss]

Sein fürstl. Decretur per extr. prot: zu ersuchen

solche 3f 10x aus der Lands Kosten Verrechnung ausbezahlen zu lassen.

abg. 28. Jul

Fint extr: prot: not [etwa: Ergebniskonzentrat] ans Oberamt Hochberg

Mein besonderer Dank gilt:

Frau Margarete Kopfmann (Transkription der alten Schriften)

Herrn Hans Jürgen Günther (Übersetzung der Lateintexte)

Herrn Heinrich Löber [Kirchenrat, ev. Landeskirche Karlsruhe]

Herrn Michael Bock [GLA, Karlsruhe]

Annerose Bauer

Auf der nächsten Seite: Auszüge aus den Original-Schreiben ►

Die Großherzoglich-badische Postillion-Uniform als Staats-Symbol

Auch die vielgerühmte „gute alte Zeit“ hatte, wie wir heute wissen, ihre Ungereimtheiten. Eine besonders kuriose war gewiß der Staatsvertrag zwischen Baden und Württemberg, der in der Mitte des 19. Jahrhunderts den württembergischen Postknechten, die mit ihren Postwagen über den Schwarzwald ins Badische hinein rollten, an der Grenze befahl, ihre Amtskleidung abzulegen und dafür den gelben Frack ihrer Kollegen aus dem „Musterländle“ anzuziehen. Der Weiterfahrt im badischen Gebiet stand dann nichts mehr im Wege. Obwohl die Uniform des württembergischen Postillions, die aus einer einfachen grauen Joppe mit einem schwarzen Filzhut bestand, keinen Vergleich mit der badischen aushalten konnte (zum gelben Frack kam ein steifer, mit schwarzem Wachstuch bezogener Zylinder), schimpfte der Schwabe wegen des lästigen, zweimal täglich notwendigen Kleiderwechsels jedesmal weidlich auf diese Frucht einer engstirnigen Kleinstaaterei. Erst eine Audienz seines Postvorstandes beim badischen Großherzog machte schließlich der leidigen Sache ein Ende. Der Monarch lachte herzlich über die verknöcherte Einrichtung und gab schließlich die Zusage, daß der württembergische Postknecht künftig in der Uniform seines Heimatlandes durch Baden fahren durfte.

Q.: Heinz Bischof, „Typisch badisch“, Ulstein 1984



Postreiter-Relief über dem Eingang am alten
Emmendinger Hotel Post [bis 1898]
(Zeichnung: „Schau-ins-Land“, Jg. 1883)

Der badische Umsteiger

Um das Jahr 1952: Ein badischer Fahrgast besteigt in Stuttgart eine Straßenbahn und sagt zum Schaffner:
„Killesberg - Umsteiger zu dreißig!“

„Noi, noi, Sie müsset am Schloßplatz umsteige, des koscht 25 Pfennig!“ sagt der Schaffner.

„Nein“, erwidert der Fahrgast, ich möchte erst an der nächsten Haltestelle umsteigen, die ist nicht so stark besetzt.“

„Aber des koscht doch fünf Pfennig mehr, des isch scho die nächst' Teilstreck!“

„Weiß ich - geben Sie mir den Umsteiger zu dreißig!“

Der Schaffner schaut den Verschwender verwundert an, reißt den gewünschten Fahrschein ab und reicht ihn dem Fahrgast. Der holt aus seiner Hosentasche einen Fünfiger heraus, gibt ihn mit großartiger Geste dem Schaffner und sagt: „Ist schon recht!“

„Hano!“ ruft da der Schaffner aus „also jetzt bin i vierzig Jahr bei der Straßebahn, aber des isch mir noch net passiert!“

Der Fahrgast lächelt und sagt dann trocken: „s komme halt zu wenig Badener nach Stuttgart!“

Q.: Ekkhart Jg. 1962 (Signatur Rgh)

Geschichte der Imkerei in unserer Heimat

Willi Stotz, Broggingen

Die Biene ist eines der ältesten noch existierenden Lebewesen dieser Erde. Schon unsere steinzeitlichen Vorfahren wussten den Honig von den damals ausschließlich wild lebenden Bienenvölkern zu ernten. Die alten Griechen und Römer hatten schon lange vor unserer Zeitrechnung eine organisierte Bienenhaltung. Von Grabfunden weiß man, dass auch bei den alten Ägyptern der Honig eine bedeutende Rolle gespielt hat und wer kennt nicht die Sagen der Germanen, in denen immer wieder der Met, ein aus Honig gewonnenes alkoholisches Getränk, eine wichtige Rolle spielt.

Über die Entwicklung der Nutzung des Honigs wilder Bienenvölker in Baden ist fast nichts bekannt. Auch nicht über die Anfänge der Bienenhege, die irgendwann einmal die Plünderung wilder Völker abgelöst haben muss. Wir wissen jedoch, dass die Franken, deren Herrschaft sich bis in die Mitte des 9. Jahrhunderts auch über Baden erstreckte, nicht nur das Christentum in Baden einführten, sondern auch der Hausbienenzucht zu großem Aufschwung verholfen haben. Dies mag wesentlich auch damit zusammenhängen, dass die Kirche einen großen Bedarf für das Bienenwachs zur Herstellung von Kerzen hatte. Dieser Bedarf entstand der Überlieferung zufolge dadurch, dass in der Zeit der römischen Christenverfolgung die Versammlungen heimlich bei Licht abgehalten werden mussten. Später erhielten die Bienenwachskerzen zusätzlich kultische Bedeutung. Damit leisteten auch die Klöster der Bienenzucht enormen Vorschub.

Bauern, die sich auf Kirchengut niedergelassen hatten, mussten "Wachszins" an die Kirche abgeben, was weiteren (praktisch erzwungenen) Aufschwung für die Bienenhaltung auslöste.

Karl der Große traf im Jahre 812 Bestimmungen für die Bienenhaltung und ordnete sie auf seinen Höfen an. Er verlieh auch den Geistlichen das Recht, von den Bauern Honig- und Wachszins zu erheben. Dass schon damals auch in Baden die Bienenzucht verbreitet war, kann man aus einer Überlieferung schließen, nach der die Dörfer Honstetten und Ühlingen im Jahre 843 in das Kloster Reichenau Honig abliefern mussten.

Die Anfänge der Bienenzucht in unserer Badischen Heimat

Für die älteste bekannte Betriebsweise, die Waldbienenzucht in der Form der „Zeidlerei“, wie sie hauptsächlich im Nürnberger Raum verbreitet war, gibt es in Baden keinen einzigen Nachweis. Bei der Zeidlerei wurden nach strengen Regeln Bienen-



Mittelalterlicher Imker an Strohkörben
(aus einem Straßburger Druck um 1485)

völker, die sich in hohlen Baumstämmen angesiedelt hatten, gehegt und abgeerntet, ohne sie zu zerstören. Über die früheren Betriebsweisen und die Art der Bienenbehausungen in Baden gibt es keine Überlieferungen. Sicher ist, dass die Waldbienenzucht kaum eine Rolle gespielt hat und dass schon sehr früh die Hausbienenzucht betrieben wurde. Vermutlich aus Sorge vor Schäden an den Wäldern, aber wohl auch aus Angst vor Diebstahl und Plünderung, wurden die Bienenvölker auf dem Hof gehalten. Wahrscheinlich waren bis zum beginnenden Mittelalter die so genannten Klotzbeuten üblich, das sind Abschnitte hohler Baumstämme, aber auch von Bienenstöcken aus Baumrinde und Reisiggeflecht (Weidenkörbe?) ist in alten Schriften die Rede. Hinweise auf Bienenkörbe aus Stroh finden sich erst ab dem 14. Jahrhundert. Wann und wie diese in Baden eingeführt wurden, ist nicht überliefert.

Die Bienenzucht im Mittelalter und ihre weitere Entwicklung

Die theoretischen Kenntnisse der Imker im Mittelalter waren sehr bescheiden, die "immenhaltung" stark von Aberglauben, überlieferten Vorurteilen und Fehlinterpretationen beeinflusst. Deutsche Imkerliteratur gab es damals nicht und so beschränkte sich das Wissen auf die eigenen Beobachtungen und fragwürdige Überlieferungen. Das erste Bienenbüchlein in deutscher Sprache, das nicht nur das Bienenleben besprach, sondern auch die Bienenzucht systematisch beschrieb, stammt ausgerechnet aus unserer Heimat: Georg Pictorius von Villingen studierte in Freiburg Philosophie und ---►

arbeitete um 1529 als Lateinlehrer in Freiburg. Später ging er zur Medizin über, wurde Doktor derselben und vorderösterreichischer Physikus zu Ensisheim im Elsass. Seine Mußstunden verschönte er sich am Bienenstand. 1563 wurde das von ihm geschriebene Bienenbuch herausgegeben.

Über die Bienenzucht in Baden vor der Reformation und vor dem 30jährigen Krieg gibt es nur spärliche Nachrichten. Verschiedene Aufzeichnungen über Wachszins-Abgaben lassen den Schluss zu, dass die Bienenprodukte rar und teuer waren, also die Bienenhaltung nicht gerade in großer Blüte stand. Der 30-jährige Krieg brachte große Einbrüche in allen Bereichen und auch die Bienenhaltung ging weiter zurück. Nach der Reformation nahm auch der Wachsverbrauch der Kirchen erheblich ab und das Wachs verlor an Bedeutung und Wert. Einige Mitteilungen lassen jedoch den Schluss zu, dass auch in dieser Zeit in allen Landesteilen Bienen gehalten wurden.

Bald erwuchs dem Honig, der bislang fast das einzige Süßungsmittel war, Konkurrenz durch den Kolonialzucker. Nur in einigen Gegenden, in denen die Bienenhaltung von der Obrigkeit gefördert oder durch diese von den Untertanen verlangt wurde, behielt sie eine größere Bedeutung. Der obligatorische Bienenzehnte konnte vielerorts gar nicht mehr eingetrieben werden und galt, wie im 18. Jahrhundert aus dem Wiesental berichtet wird, als Hemmschuh für die Bienenzucht. Erst im 19. Jahrhundert fand das Zehntwesen ein Ende.

Ende des 18. Jahrhunderts begann, ausgehend und gefördert vom Oberamt Durlach, ein neuer Aufschwung der Bienenzucht in Baden. Einer im Jahr 1771 vom Oberamt Hochburg eingesandten Tabelle ist zu entnehmen, dass die Bienenzucht dort damals eine ansehnliche Bedeutung hatte. In dieser Tabelle tauchen erstmalig auch Orte unserer Region auf: in Tutschfelden waren 17 Bienenstöcke, davon hatte Math. Oesterlin 9. Die besten Kenntnisse hatte Martin Stierlin, war in der Tabelle vermerkt. Für „Brockingen“ waren 21 Stöcke, davon 6 bei Jerg Bäuerle gemeldet. Insgesamt waren in dieser Tabelle für 28 Orte des Oberamtes Hochburg 898 Bienenstöcke notiert. Mit dieser Tabelle erwarb sich das Oberamt Hochburg das Verdienst, die erste Bienenzählung im Badischen Land der Nachwelt überliefert zu haben.

Aus dieser Zeit gibt es auch erste Informationen darüber, dass einige Bienenzüchter sich durch besondere Kenntnisse hervortaten und die Bienen anderer Bienenhalter mit geringeren Kenntnissen mitbetreuten, dass diese aber auch damals schon Imkerkollegen unterwiesen. Einige Pioniere der Imkerei, die in dieser Zeit auch Bienenbücher speziell

zur Unterweisung der Bienenhalter herausgaben, sind in die Geschichte eingegangen. Diese damaligen Bienenbücher konnten sich allerdings, obwohl sie zum Teil sogar amtlich verordnet und verbreitet wurden, nicht durchsetzen, denn die einfachen Leute waren nicht daran gewöhnt, sich Kenntnisse durch Lesen anzueignen.

In Berichten, die 1797 nach 5-jähriger Prämienaussetzung für die Anschaffung von Bienenvölkern angefordert worden waren, ist u.a. zu lesen: Amt Kenzingen: Auf die Prämienversicherung hin haben sich einige Bienen angeschafft, im letzten Winter sind fast alle wieder umgekommen. Herbolzheim: 47 Stück, Oberhausen: 65 Stück, Niederhausen: 67 Stück. In diesen 3 Orten ist die Bienenzucht für jene Zeit auffallend stark. Das Beispiel des Andreas Bächle vom benachbarten Forchheim, der damals als Bienenmeister galt, 75 Stöcke hielt und gute Erträge erzielte, scheint hier gewirkt zu haben. Der erwünschte Aufschwung in der Bienenhaltung blieb in Baden lange Zeit trotz ausgesetzter Prämien aus. Dies lag in erster Linie an den geringen Kenntnissen der Bienenhalter, die ihre Bienen weitgehend sich selbst und das Ernten dem „Immeschnieder“ überließen.



Strohkorb („Rumpf“) mit hölzernem Rumpfbrett

Der Bienenkorb

Über viele Jahrhunderte wurde in unserer Region fast ausschließlich der Strohkorb (Rumpf) als Bienenbehausung verwendet. Zu seiner Herstellung wurde angefeuchtetes Roggenstroh gebündelt und durch eine sich verjüngende Hülse gezogen, so dass das Strohband fest zusammengepresst wurde. Mit Haselspan wurde das so entstehende Strohseil umwickelt und dieses dann in Ringen zur Form des Strohkorbess zusammengenäht. Oben hatte der Korb eine Öffnung, die mit einem abnehmbaren Deckel, ebenfalls aus Strohseil, verschlossen wurde. Der Rumpf wurde auf ein Bodenbrett, das so genannte Rumpfbrett, gestellt. Das Flugloch war meist kanalartig in das Bodenbrett eingearbeitet. So konnte der Korb auf dem Bodenbrett beliebig

---►

gedreht werden, vor allem um die Lage des Brutnestes und des Honigvorrates zu beeinflussen und so für die Bauerneuerung zu sorgen.

Schon sehr früh hatte man gelernt, die Größe des Raumes der Volksstärke anzupassen, die ihrerseits vom Trachtangebot im Frühjahr abhängig ist. Zu diesem Zweck wurde der Korb auf einen aus Strohseilen zusammengenähten Ring gestellt, der den selben Durchmesser wie der Korb hatte. Darüber hinaus konnte auf die obere Öffnung ein „Käppchen“ in der Form wie ein Mini-Bienenkorb aufgesetzt werden. Später war dieser Aufsatz auch aus Holz in der Form wie ein kleines aufgestülptes Kästchen??. In diesem Käppchen wurde neuer Wabenbau angelegt und Honig eingetragen. Daraus wurde dann der sehr begehrte Wabenhonig geerntet. Jedoch auch diese fortschrittlichen Hilfsmittel konnten den größten Nachteil der Strohkörbe nicht wettmachen:

Der immer noch sehr begrenzte Raum trieb die Bienen vor allem in guten Honigjahren früh und häufig zum Schwärmen. Die Schwärme waren zwar einerseits willkommen, weil sie damals die einzige Möglichkeit zur Völkervermehrung und -erneuerung boten, doch blieb dadurch der Honigertrag auch in besten Jahren sehr bescheiden. Geheimrat Reinhard hatte bereits um 1770 aufgrund dieser Erkenntnis eine Betriebsweise entwickelt, die unserer heutigen Magazinbetriebsweise schon sehr ähnlich war: Durch Aufeinandersetzen mehrerer oben offener Bienenkörbe konnte er den Raum der Volksstärke anpassen und damit sowohl den Schwarmtrieb dämpfen als auch die Erträge erheblich steigern. Durchgesetzt hat sich diese Methode damals allerdings noch nicht.

1797 taucht zum ersten Mal ein Holz- Magazinstock auf, der „Christsche Magazinstock“, der auch äußerlich unseren heutigen Magazinen schon sehr ähnlich sieht. Auch diese Behausung hat sich damals nicht durchsetzen können und es blieb zunächst beim altbewährten Stroh-Bienenkorb. Erst etwa 50 Jahre später setzte mit der Erfindung der beweglichen Rähmchen eine Revolution der Betriebsweisen ein und eine stürmische Entwicklung der Imkereitechniken.

Der Immeschnieder

Zur Zeit der Korbbimkerei im Schwarzwald hatten viele Bauernhöfe einige Bienenkörbe mit Bienen. Die Bauern kümmerten sich allerdings wenig darum und verstanden auch nicht viel von der Bienenzucht. Einmal im Jahr, meist im Frühjahr (nach einigen Überlieferungen z. T. auch im Herbst) kam der „Immeschnieder“. Er „erntete“ den Honig, den das Volk nach dem Winter übriggelassen hatte (bzw. den Überschuss im Herbst). Die Völker wurden jedoch niemals vollständig ihres Honigs beraubt, denn man

hatte schon früh gelernt, dass sie für ihre Entwicklung im Frühjahr noch einen gewissen Vorrat brauchten, bis mit der Blüte die Tracht wieder einsetzte. Der Immeschnieder machte sich die Erkenntnis zunutze, dass die Bienen ihr Brutnest immer in Fluglochnähe anlegten, während der Honigvorrat in den vom Flugloch entfernten Raum eingelagert wurde. Mit dem „Bschnittmesser“ schnitt er geschickt die mit Honig gefüllten Waben aus dem Korb heraus, nachdem er mit Rauch die Bienen aus diesem Bereich vertrieben hatte. Dabei musste er sorgfältig darauf achten, dass das Brutnest nicht beschädigt wurde, dass die verbleibenden Waben noch ausreichend Halt hatten und dass noch genügend Honigvorrat für die Bienen übrig blieb. Der „Schaber“ diente zum Ausschaben von restlichem Wabenwachs.

Der Korb hatte meist unten einen glatten Rand und stand auf einem Bodenbrett, in das ein Flugkanal eingearbeitet war. So konnte der Korb auf dem Bodenbrett beliebig gedreht werden. Er wurde nach dem Abernten um 180° verdreht wieder aufgesetzt, so dass jetzt das Brutnest in Fluglochferne, die ausgeschnittene Seite in Fluglochnähe war. Ihrem natürlichen Trieb folgend bauten die Bienen in der folgenden Trachtperiode die durch das Ausschneiden entstandenen Hohlräume wieder aus und legten in diesen neuen Waben (wieder in Fluglochnähe) ihr Brutnest an. Auf diese Weise wurde der Wabenbau ständig erneuert und es war nicht mehr notwendig, die Bienenvölker ganz abzutöten, wie das bei früheren Korb- Betriebsweisen häufig praktiziert wurde.



Typische Werkzeuge zur Honig- und Wachsentsnahme aus dem „Rumpf“

Die Honiggewinnung

Die Honigschleuder gibt es noch nicht viel länger als 100 Jahre. Sie konnte erst nach der Erfindung der beweglichen, einzeln aus dem Bienenstock herausnehmbaren Rähmchen entwickelt und verwendet werden. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts gab es Bienenwaben nur im so genannten Stabilbau, d.h. die Bienen bauten ihre Waben ohne Hilfsmittel in einen Hohlraum und befestigten sie direkt an dessen Wand- und Deckenfläche.

----►

Zur Gewinnung des Honigs gab es verschiedene Methoden. Bei größeren Mengen wurden die honigvollen Waben in einem Blechzuber, der unten eine verschiebbare Auslauföffnung hatte, durch ein schwaches Feuer erwärmt und so das Wachs verflüssigt. Nach dem Erkalten konnte der Honig, der sich aufgrund seines höheren spezifischen Gewichtes nach unten abgesetzt hatte, abgelassen werden. Der zurückbleibende (trübe) Rest wurde zu Metwasser verdünnt und ebenfalls abgelassen. Was danach noch übrig blieb, wurde zu Honigessig verarbeitet. Bei kleineren Wabenmengen wurde eine Keramikschüssel, die am Boden und ringsum kleine Löcher

hatte, in eine größere Schüssel eingehängt und mit den Honigwaben nach dem Backen in den noch warmen Backofen gestellt. Der Honig und das verflüssigte Wachs tropften durch die Löcher in die untere Schüssel und sammelte sich dort durch das unterschiedliche Gewicht sauber getrennt. Nach dem Erkalten konnte der Wachsdeckel abgehoben und der Honig entnommen werden.

Q.: aus „Dragonerpost“ (Mitteilungen des Heimatvereins Broggingenen. e.V., Ausgabe Juni 2007).

Die Übernahme des Artikels hier ins „Mosaik“ erfolgte mit freundlicher Genehmigung des Autors.

Zur Steuer der Prozess-Sucht.

Im Wartezimmer des Rathauses eines Städtchens im badischen Unterland hängt ein altes Bild, das Ernst und Scherz vereinigt. Das Bild zeigt eine Kuh, die von einem Manne in Bauerntracht festgehalten wird, während ein städtisch gekleideter Dritter die Kuh melkt. Darunter stehen folgende Verse:

Seht hier zwei Bauern, Kunz und Hans
Um eine Kuh im Streit voll Zorn.
Der Eine hält das Tier am Schwanz,
Der andere an den Hörnern vorn.

Schwanzbauer zum Hornbauer spricht:
„Die Kuh ist mein, ich lass sie nicht!“
„Nein, mein ist sie!“ der Gegner schreit.
Ein dritter Mann sitzt still beim Streit,

Er lacht nur wie ein Schelm dazu,
Und melkt indes für sich die Kuh.
Glaubt ihr, ich mein' den Advokaten?
Ich laß euch Zeit, es zu erraten.

Am unteren Rande des Bildes ist mit Bleistift geschrieben:

„Zur Steuer der Prozeßsucht im Ratszimmer angeschlagen!“

Wie erzählt wurde, kam das Bild vor etwa 30 Jahren durch einen richterlichen Beamten dahin, der vermutlich durch Prozesse dortiger Bauern viel beschäftigt war. Der alte Ratsdiener, der längst tot ist, hatte von dem damaligen Bürgermeister die Weisung bekommen, den Leuten, die klagehalber aufs Rathaus kamen, das zu zeigen und der Biedere pflegte dies mit den Worten zu tun: „Seht Ers (Jhr), so geht's, wemma prozesst.“ Kamen dann die Parteien ins Ratszimmer und brachten ihre Klagesache vor, fragte der Bürgermeister, wenn ihm die Sache geraten schien: „Habt Er das Bild mit der Kuh draus g'sehe?“ Manchmal gelang es, mit diesem seltsamen Hinweis die Streitenden zu versöhnen, manchmal auch nicht.

Q.: Breisgauer Sonntagsblatt 1913

Ein altes Sprichwort aus der Mark Ettenheim sagt treffend zum obigem Thema:

Wer prozesst um 'ne Kuh, legt noch eine zu!

Erläuterungen zum Siegel der Universität Freiburg

Hans Jürgen Günther



„*sigillum universitatis stu/dij friburgensis brisgaudie*“
 „*Siegel der 'Gesamtheit der Lehrenden und Lernenden'
 der Freiburger Hochschule im Breisgau*“

Beschreibung:

In einer spätgotischen Thronarchitektur sitzt der jugendliche Christus, Urbild des Lehrers, ein Buch in der linken Hand, lehrend unter den Schriftgelehrten - Masken - im Tempel. Zu seinen Füßen sitzen, an ihren Hüften erkennbar, drei Juden, die eine Thorarolle halten. Im gotischen Maßwerk zwei Radsymbole. Sie stehen für: Weg in die Vollkommenheit, Weg in die Zukunft, Befreiung von örtlicher Festlegung. Die dazwischen angeordnete Spirale steht für das Werdende, das sich Entwickelnde. Aus dem Baldachinwerk am oberen Bildrand schauen drei Personen, die Hüte tragen - Professoren? Absolventen der Hochschule? - zur Lehrszene hinab. Links und rechts der Thronarchitektur, die zugleich den Jerusalemer Tempel bezeichnet, ist das altösterreichische Wappen mit den fünf Adlern und das habsburgische mit der Querbinde im Schild zu sehen. Am unteren Bildrand befindet sich das Freiburger Wappen mit dem Kreuz. Die Wappen verweisen auf die politischen Verhältnisse zur Zeit der Gründung der Universität (1457): auf österreichischem Gebiet gegründet, vom habsburgischen Haus ins Leben gerufen und in der Stadt Freiburg gelegen, die die Universität gerade in den ersten Jahren finanziell unterstützte.

(Bearbeitung nach Internetrecherche, Hans-Jürgen Günther, 2016)

Anmerkungen:

„Studium“ bekam im Mittelalter die Bedeutung von „großer Schule“ oder „Hochschule“ als Abgrenzung zur einfachen „schola“ - Lateinschule. Alle frühen Hochschulen wie in Salamanca, Paris, Padua, Prag, Heidelberg, Krakau, Wien etc. führten diese Bezeichnung. Das häufig mitverwendete Attribut „**generale**“ meinte, dass die Hochschule für Studenten aller Nationen offen stand und mit Privilegien (Promotionsrecht, Gerichtsbarkeit) ausgestattet war im Gegensatz zum „**Studium particulare**“, einer Hochschule, die nur regionale Bedeutung hatte. „**Universitas**“ wies zunächst nur auf die besondere „Rechtskörperschaft der Lehrenden und Lernenden“ hin. Nach heutigem Verständnis soll ein „**Studium generale**“ fächerübergreifend die Allgemeinbildung der Studierenden fördern. In der Unitas soll das Streben nach „scientia“ (Kenntnis, Wissen) dafür sorgen.

Vom alten Freiburger Studentenleben

Dr. O. Haffner

Zur Zeit leben wir wieder in den Wochen, wo die akademische Jugend in unserer Stadt ihren Einzug hält und der Student seine „Bude“ sucht. Wohl ist für ihn die Zeit der größten Wohnungsnot vorüber, und wieder einigermaßen frei kann er sich sein Heim nach seinem Gutdünken und Geschmack ansählen. „Frei ist der Bursch“ heißt es auch hier. Und doch erinnert gerade dieses Bursche den Sprachkundigen daran, daß es nicht immer so war. Denn das Wort bedeutet ursprünglich im Griechischen Leder, dann Geldbeutel, später gemeinsame Kasse einer Genossenschaft, weiter das Haus, in dem diese Genossenschaft lebt, und schließlich das einzelne Mitglied der Genossenschaft selbst, der bursarius, der Bursche. Damals im Mittelalter war nun der Bursche nicht frei, sondern er mußte in den Bursen der Studenten wohnen. In diesen Bursen spielte sich nahezu das ganze studentische Leben ab, und die Geschichte der Bursen einer Universität zu schreiben, heißt ein Bild des damaligen Studentenlebens zu entwerfen.

Für unsere Universität hat sich Prof. Dr. H. Mayer, wohl einer der besten Kenner der Geschichte unserer Hochschule, der uns u. a. auch das umfangreiche Werk der Freiburger Universitätsmatrikel geschenkt hat in einem jüngst erschienenen Werk [*Die alten Freiburger Studentenbursen*, Bielefeld-Verlag, 1926] dieser Aufgabe unterzogen.

Mit rastlosem Fleiß und erstaunlichem Spürsinn hat der Verfasser alle vorhandenen Geschichtsquellen durchforscht und es ist ihm gelungen, aus der Ausbeute von mehr als vier Jahrhunderten ein anziehendes Bild über das Freiburger Bursenwesen zu entrollen, das jedem Freund heimatlicher Geschichtsforschung viel Anregendes bietet. Die Bursen kamen in Deutschland Mitte des 14. Jahrhunderts auf, und schon in der ersten Zeit nach Gründung der Universität finden wir in Freiburg eine solche Burse, die an einem Teil des Platzes des später erbauten alten Universitätsgebäudes stand.

Das Restaurant Alte Burse bewahrt ja noch den Namen davon. In diesem Bursenhaus mußten alle Studenten der Artistenfakultät, bevor sie einen akademischen Grad erreicht hatten, wohnen. Nur sehr angesehene Universitätsprofessoren durften Privatbursen halten, um dadurch ihrem meist recht kümmerlichen Gehalt aufhelfen zu können. Die Artistenfakultät war eine Art Vorschule zum eigentlichen Universitätsstudium, und wenn man bedenkt, daß darin meistens Jünglinge von 14-17 Jahren saßen, so wird man auch heute noch die

soziale Bedeutung solcher Anstalten zu würdigen wissen: Hier wurden die jungen Studentlein gegen sehr mäßige Entschädigung untergebracht, erhielten hier die ganze wissenschaftliche Anleitung, wurden zur Ordnung und zum Fleiß erzogen und vor sittlichen Gefahren bewahrt. Sie führten ein Leben ähnlich wie in einem Kloster, an das die meisten von früher her gewöhnt waren.



Siegel der Universität Freiburg

Der Burse stand der Konventitor vor, ein Universitäts-Professor, während die Artistenfakultät die Oberaufsicht hatte und auch der Senat oft mitsprach. Da das Amt des Leiters recht einträglich war (freie Wohnung und Kost, Gehalt, Strafgeder) war der Posten sehr begehrt. Dem Konventor standen untergeordnete Aufsichtspersonen sowie Wirtschaftspersonal (Köchin usw.) zur Seite. Gewinnsüchtige Leiter trieben manchmal mit den Lebensmitteln Handel, auch die Kost scheint nicht immer die beste gewesen zu sein, denn der Freiburger Bürger pflegte von schlechtem Fleisch zu sagen „es gehört in die Burs“.

In der Burse hatte jeder Student seine eigenen Räume; daneben gab es noch gemeinsame Aufenthaltsräume zum Essen wie für die Vorlesungen und Übungen, denn eigene Kollegiengebäude gab es damals noch nicht. Für die Wohnung war 3 Pfennig die Woche und für die Verpflegung 2 Gulden den Monat zu entrichten. Mit der Tageseinteilung mußte man sich an die natürliche Helligkeit halten und wenigstens das ganze Tageslicht ausnutzen; denn Petroleum, Gas oder elektrisches Licht gab es damals noch nicht. Nach dem Frühstück (Suppe mit Brot) begannen im Sommer um 5 Uhr und im Winter um 6 Uhr die Vorlesungen. Um 10 Uhr war die Hauptmahlzeit und um 4 Uhr oder 5 Uhr das Abendessen. Abends um 8 Uhr, im Sommer um 9 Uhr, ging man zu Bett. Erwähnt sei noch, daß auch in der städtischen

----►

Schule der Unterricht ebenso frühe wie in den Bursen begann. Neben den Vorlesungen fanden noch sog. Wiederholungen und Uebungen, gewöhnlich nach dem Abendessen statt, zu deren Teilnahme jeder Bursant verpflichtet war. Dann fanden am Abend Disputationen statt. Ebenso wurden die Prüfungen zu den akademischen Graden (baccalaureus und magister) in der Burse abgehalten. In der Burse hatte sich jeder Student ständig der lateinischen Sprache zu bedienen. Viel des Beachtenswerten weiß Prof. Majer über das Leben und Treiben in den Bursen zu berichten und manches liefert einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des Studententums wie zu der Freiburgs. In der von Rebgeleände rings umgebenen Stadt spielte der Wein eine große Rolle und war auch in der Burse das alltägliche Getränk.

Als eine besonders harte Strafe galt es, wenn dem Student bei der Karzerstrafe auch der Wein entzogen wurde, Unmäßigkeiten sind hierin auch von der Burse beachtet und gegen das „Weinjungrinken“ bei Gelagen mußte ein Verbot erlassen werden. Der Wein, der in der Burse nach 9 Uhr abends nicht mehr verabfolgt werden durfte, war manchmal die Ursache, daß Schüler, aber auch von den Vorstehern wird das Gleiche berichtet, noch heimlich, oft, in bürgerlicher Kleidung, die Burse verließen und dem Bacchus mehr oder weniger ausgiebig huldigten. Als solcher Ausflugsort der Bursanten wird die Wirtschaft „zum Kamel“ genannt.

Auch sonst wollte sich die Jugend wie heute, wieder einmal austoben. Da wird in den Protokollen über allzugroßen Lärm geklagt, das Abbrennen eines Johannisfeuers recht übel vermerkt und gegen das Tanzen und Aufführen von Reigentänzen gewettert. Auch dem Karten- und Würfelspiel wurde heimlicher Weise in der Burse gefrönt und sogar verdächtige Frauenzimmer sollen in die Burse Eingang gefunden haben. Endlich sei noch erwähnt, daß Anremplungen und Zusammenstöße der Bursanten mit den Bürgerlichen damals nicht zu den Seltenheiten gehörten.

Trotz alledem darf man die genannten Ausschreitungen nicht verallgemeinern; gerade weil sie doch etwas Außergewöhnliches waren, herrschte in der Burse Zucht und Ordnung. Die Bursanten mußten zur vorgeschriebenen Zeit zur Beichte gehen, und die Fastengebote wurden streng gehalten. So wurde ein Magister und zwei Studenten, die an einem Fastensonntage in der Burse eine gebratene Gans und einen Kalbskopf verzehrt hatten, zum Ausgleich zu einer Karzerstrafe bei Wasser und Brot verurteilt. Die Hauptburse war die Pfauenburse. Hier spielte sich in den ersten Jahrzehnten der Universität im

allgemeinen der größte Teil des Lebens der Lehrenden und Lernenden der Artistenfakultät ab, während die Juristenfakultät mit ursprünglich einem Lehrer und die medizinische Fakultät mit ihren paar Leuten im „ältesten Kollegium“, Ecke Merian- und Franziskanerstraße hausten, die Theologen aber meist in den Klöstern lasen. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts entstand unmittelbar neben der alten Pfauenburse eine neue, -die Adlerburse, teilweise hervorgerufen durch den Streit der mittelalterlichen Philosophie der Realisten und Nominalisten, welche letztere Richtung in der Pfauenburse herrschte. Außerdem bestanden noch sechs Stifthäuser, von einzelnen Professoren ins Leben gerufen, in denen die Studenten unter im allgemeinen gleichen Bedingungen wie in den Bursen lebten.

Die ersten Bursen scheinen mit der Zeit doch recht baufällig geworden zu sein. Es regnete hinein, Mauern stürzten ein, und 1565 wurde der Abbruch der Pfauenburse beschlossen. Aber zum Neubau fehlte gerade das Nötigste, das Geld, und es erforderte lange Verhandlungen bis 1581 der Neubau erstellt war.

Aber auch der Neubau konnte den inneren Verfall der Burse nicht mehr aufhalten. Die Zeiten hatten sich mit der Reformation geändert, der klösterliche Geist und die Zucht waren vollends gewichen, der Geist der Freiheit und der Selbständigkeit wurde immer mächtiger. In den Stürmen des Dreißigjährigen Krieges scheinen dann die schon längst erschütterten und kaum noch lebenskräftigen und lebensfähigen Bursen unserer Stadt vollends untergegangen zu sein und die Jesuiten traten die Erbschaft der alten Universitätsbursen an.

Zeigten die Bursen auch, wie Prof. Mayer in seinem Schlusswort bemerkt, schließlich ein Bild der Verrohung und des moralischen Niedergangs, so daß ihnen bei ihrem Verschwinden niemand eine Träne nachweinte, so erfüllten sie doch zur Zeit ihrer Blüte eine hervorragend soziale Aufgabe. Sie gaben, abgesehen davon, daß sie armen und minderbemittelten Studenten das Studium ermöglichten, den jugendlichen Insassen einen moralischen Halt, hielten sie zu fleißigem Lernen und geregelter Arbeit an und pflegten den kameradschaftlichen Geist, während andererseits gerade dieser kastenartige Abschluß des Gelehrten vom Volke die allzugroße Einengung der persönlichen Freiheit und die ungesunde Alleinherrschaft der lateinischen Sprache als Schattenseiten des damaligen Universitätsbetriebes gebucht werden müssen.

Q.: „Badener Land“ Jg.1926, Nr.45

Schwäbisches Trinkgeld

Um das Jahr 1956: Manchmal kommt der Geldbriefträger und bringt Honorar - es kommt zwar viel zu selten vor, aber es passiert. Häufig ist aber der literarische Herr Untermieter nicht zu Hause, und da muß der Postbote mehrmals kommen.

Als er wieder ein paarmal vergeblich das Geld hat dem Empfänger aushändigen wollen, und weil das auf die Dauer nicht angenehm ist für den Geldbriefträger, so schreibt der Untermieter einen Zettel: Betrag erhalten - Unterschrift, und gibt ihn der Wirtin. Und dazu noch eine Mark als Trinkgeld.

„E ganze Mark?!“ ruft sie erstaunt aus und schüttelt den Kopf. „Des isch zuviel!“

„Nein; das ist nicht zuviel, wenn er schon ein paarmal vergeblich da war - geben Sie es ihm nur.“

Richtig, der Geldbriefträger kommt, der Adressat ist schon weg, die Wirtin gibt also dem Postmann die Quittung und erhält das Geld.

Als am Abend der Mieter heimkommt, liegt das Honorar schon auf dem Schreibtisch und daneben, sauber getrennt, liegen achtzig Pfennig.

Der Mieter ruft die Wirtin und fragt sie: „Was sind den das für achtzig Pfennig?“ „Hano, erwiderte sie, „der Rest von der Mark Trinkgeld!“

„Ich habe Ihnen doch gesagt, Sie sollen ihm die ganze Mark geben“, meint der Mieter, etwas verärgert.

„So -“, sagt die Wirtin, „un was moinet Sie, was der dann von mir denkt, wenn Sie ihn so verwöhnet und wenn Sie nimme in Schtuegert sin und er numme noch e Zehnerle krieget?!“

Q.: Ekkhart Jg. 1962, (Autorsignet: Rgh)

<u>Inhaltsverzeichnis:</u>	<u>Autor/Quelle</u>	<u>Seite</u>
Schwert und Pflug Gedicht)	Müller, Wolfgang (Bad. Lesebuch, 1933)	01
Der Klügere gibt nach (Hansjakob-Anekdote)	Schaettgen, Maria (Morstadt, 1977)	02
Spuren eines Krieges (1914-1918)	Göhri, Josef, F.	03
Jiddisch in der alten (Nieder-)Emdg. Mundart	Burkhardt, Herbert	07
Anekdoten um Fritz Boehle	Bader, Emil (Ekkhart, Jg. 1962)	10
Erster Strafzettel der Welt (zu Denzlingen)	Burkhardt/Schmidt	11
Ein Taufproblem am Tennenbacher Laberhof	Bauer, Annerose	13
Die Großherzoggl.-badische Postillion-Uniform ...	Bischof, Heinz (Typisch badisch, Ulstein, 1984)	16
Der badische Umsteiger (in Stuttgart)	Ekkhart, Jg. 1962 (Signatur Rgh)	16
Geschichte der Imkerei in unserer Heimat	Storz, Willi (Broggingen)	17
Zur Steuerung der Prozess-Sucht	Breisgauer Sonntagsblatt Jg. 1913	20
Erläuterungen zum Siegel der UNI-Freiburg/Br.	Günther, Hans-Jürgen	21
Vom alten Freiburger Studentenleben	Haffner, Dr. O. (Badner Land, Jg. 1926)	22
Schwäbisches Trinkgeld	Ekkhart, Jg. 1962 (Autoren-Signet: Rgh)	24

Herausgeber: Hachberg-Bibliothek e.V., Emmendingen
 Redaktion/Satz: Günter Schmidt, Tulpenweg 15, 79312 Emmendingen
 Tel: 07641/42129
 E-Mail: guenterschmidt11@web.de
 Druck: Blum-Digital-Druck, Teningen

Das **Hachberg-Mosaik** erscheint in loser Folge kostenlos für die Mitglieder der Hachberg-Bibliothek und dient ausschließlich zu deren persönlichen Nutzung.

Weitere Verwertung der Texte/Fotos/Zeichnungen durch Andere darf nur erfolgen, wenn beim Rechteinhaber (siehe Verfasser- und Quellenangabe) die Genehmigung eingeholt und die Mosaik-Redaktion davon informiert wurde.

Alle Autoren, Lektoren, Hefte-Ersteller usw. arbeiten ehrenamtlich, die Druck- und Papierkosten werden aus Mitgliedsbeiträgen beglichen, so dass für die Mitglieder nur (eventuelle) Portokosten entstehen.